Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 2

Rubrik: Zehn Minuten Sprachkunde

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Welschen ausgesprochen Mühe haben, sich mit den Deutschschweizern und mit der deutschen Schweiz zurechtzufinden. Deshalb ist zum Beispiel bereits der Vorschlag laut geworden, man solle an den französischsprachigen Mittelschulen Schweizerdeutsch als Unterrichtsfach einführen.
Auch am Radio und Fernsehen macht sich die Neigung bemerkbar, Diskussionen wenn immer möglich in Mundart durchzuführen. Die Gesprächsteilnehmer werden jeweils vor der Sendung gefragt, ob sie Mundart oder Schriftsprache vorziehen würden, wobei normalerweise die Mundart siegt. Man glaubt, daß eine Mundartdiskussion beim Hörer und Zuschauer bedeutend besser ankomme und nimmt (wie Rudolf Schwarzenbach) ohne weiteres in Kauf, daß dabei normalerweise die Mundart verhochdeutscht und auch malträtiert wird. Dabei stellt sich jedoch stets die Frage, ob nicht in manchen Fällen der Preis für diese Wahl etwas hoch sei, denn die Mundart führt automatisch zu einer Abkapselung der Diskussionsrunde: Sowohl die Westschweizer wie auch alle Nachbarn jenseits der Grenzen stellen auf andere Sendungen um, sobald Mundart gesprochen wird. Wenn wir uns also in wichtigen Diskussionen der Mundart bedienen, verzichten wir bewußt darauf, außerhalb unseres Kreises gehört zu werden. Damit verbinde ich beileibe nicht etwa die Forderung, man solle, um möglichst weltweit gehört zu werden, am Radio und am Fernsehen nur noch Hochdeutsch sprechen. Ich meine hingegen, man müßte sich in jedem Fall dieser Problematik besser bewußt werden, und die Programmverantwortlichen müßten sich überlegen, in welchem Maß die beiden Sprachformen zu berücksichtigen seien, um die „Stimme der Schweiz" wirksam zu machen.
Auf diese Fragen wollte die „Sprachspiegel"-Umfrage aufmerksam machen. Der Mundart den Kampf anzusagen war in keiner Weise beabsichtigt. Wer immer dies unternähme, würde sich ja von selbst der Lächerlichkeit preisgeben. Im Namen der Vernunft muß hingegen mit einigem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ebenso lächerlich ist, Sendungen, die sich an ausländische Reisende richten, in Mundart auszustrahlen. Dies geschieht u. a. regelmäßig während des Sommers in den Sonntagnachmittagssendungen, die den Zweck haben, die Verkehrsteilnehmer über die Verkehrssituation zu informieren. Schon viele Ausländer haben mich verwundert gefragt, warum denn in derartigen Sendungen nicht eine für sie verständliche Sprache gesprochen werde.
Ich konnte ihnen darauf keine Antwort geben, hoffe jedoch, daß die „Sprachspiegel"-Umfrage dazu führe, hier dem gesunden Menschenverstand zum Durchbruch zu verhelfen. *Dr. Alfons Müller-Marzohl*

Zehn Minuten Sprachkunde

Woher kommt das Wort „Kapital"?

Bis jetzt hat man allgemein geglaubt, das Wort „Kapital" komme von der Bezeichnung „summa capitalis" (Hauptsumme, die die oberitalienischen Bankiers, von denen so manche kaufmännische Bezeichnung stammt, etwa vom 11. Jahrhundert an verwendeten. Man erinnert sich in diesem Zusammenhang, daß auch die Familie de' Medici von Florenz Bankherren waren,

ehe sie Herzöge von Toskana wurden. In der Zeitschrift „Muttersprache" (Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache, 82. Jahrgang, Mai/Juni 1972) widerlegt jedoch Professor Dr. Johann Knobloch diese Auffassung und bringt das Wort „Kapital" in Zusammenhang mit dem Viehbestand, was auf englisch „cattle" und auf französisch „cheptel" lautet.
Professor Knobloch ist Ordinarius für Germanistik in Bonn und beschäftigt sich in letzter Zeit hauptsächlich mit der Ausbreitung und dem Nachleben abendländischer Kulturwörter. Ein solches abendländisches Kulturwort ist auch „Kapital". Für unsere agrarischen Vorfahren war der Viehbestand der wichtigste Reichtum. Für die feudalen Großgrundbesitzer war der Viehpachtvertrag die Grundlage des Wohlstandes. Die ursprüngliche Übersetzung für Viehpachtvertrag war „cheptel"; später bekam „cheptel" die Bedeutung von Viehbestand überhaupt. Die Größe des Viehbestandes war also das Kapital, und die Zunahme des Viehbestandes, das heißt die jährlichen Geburten der Herde, waren die Zinsen. Zins ist die wichtigste Korrelation zu Kapital. In der in Südfrankreich und Nordspanien gesprochenen provenzalischen Sprache sagte man für „cheptel" „cabal". In allen drei Wörtern, dem nordfranzösischen „cheptel", dem provenzalischen „cabal" und dem englischen „cattle", liegt der sprachliche Zusammenhang mit „Kapital" deutlich zutage.
Über das Problem der Viehpacht oder Viehverstellung hat der große Basler Indogermanist Jacob Wackernagel im Jahre 1923 ein wichtiges Werk geschrieben. Darnach wurde die Viehpacht schon von den Römern betrieben. Im norditalienischen Gebiet wurde nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches das Wort vom Naturalbereich auf das Bankwesen übertragen. So entstand das Wort „Kapital", das wie Lombardsatz oder Inkasso von der deutschen Sprache übernommen wurde.
Übrigens stammt nicht nur das Wort „Kapital" aus dem Naturalbereich; auch das allgemeine Wort für Geld (pecunia) kommt aus dem lateinischen pecus, was Vieh bedeutet. *teu.*

Wo holt der Barthli den Most?

Merkwürdigerweise dort, wo wir es eigentlich am wenigsten erwarteten: nämlich im Kassenschrank. Und diese Tatsache hat uns verleitet, den runzligen, graubärtigen Alten, der mit seinem bauchigen Mostkrug seit vielen Jahren in unserer Sprache herumspukt, einmal unter die Lupe zu nehmen und aus der Nähe zu betrachten. Der „Barthli" oder „Barthel" ist — so schweizerisch sein Name auch klingen mag — in Deutschland und Österreich ebenfalls zu Hause und sehr wahrscheinlich im Rotwelschen beheimatet, einer Art Geheimsprache, deren sich ehemals das lichtscheue Gesindel und zum Teil auch Krämer, Bettler und Handwerksburschen bedienten, um nur von ihresgleichen verstanden zu werden. Ihre Hauptquelle ist das Hebräische; daneben umfaßt sie aber auch deutsche, ungarische und slawische Wörter, wird in „zünftigen" Kreisen heute noch verwendet und hat auch bei uns einige Spuren hinterlassen. Das Berner Mattenenglisch ist ja geradezu eine Mischung von Rotwelsch und Schülergeheimsprache.
Nun aber zurück zu unserem „Barthli", der sich offenbar weit harmloser gibt, als ihm tatsächlich ansteht. Das jüdischdeutsche *Barzel* bedeutet nämlich Eisen, und Most — aus rotwelsch *Moos* — ist eine Bezeichnung von Geld. Demnach müßte die Redensart lauten: Wissen, wo das Stemmeisen das Geld holt, und damit ist das Rätsel vom Kassenschrank gelöst. Moos

erinnert übrigens an zahlreiche ähnliche Geldbezeichnungen, so an rotwelsch „Blech", „Gips", „Heu", „Pulver". Dann kostet etwas 5 Meter, 3 Hebel oder 4 Steine. „Stein" ist wahrscheinlich eine Parallele zum Gaunerausdruck „Kies" aus *Kis*, das „Beutel" bedeutet. „Mammon" finden wir in der Bibel; am besten wird es etwa mit „Hinterlegtes" übersetzt.
Die Schweiz war für die einstigen Tippelbrüder keine unbekannte Gegend, und besonders Basel und der Rhein scheinen Wanderlustige immer besonders angezogen zu haben. Im Rotwelschen ist „Basel" allerdings soviel wie Stemmeisen, die Stadt selbst heißt nach ihrem Wappen Glocke-Mokum. Mokum bedeutet Ort oder Stadt und findet sich auch in Bock-Mokum — Schaffhausen — und Mokum-Bär für Bern und Berlin. Mit „eine Reise in die Schweiz machen" drückte der Gauner dasselbe aus wie wir im „hinter schwedische Gardinen kommen"; die Schweiz bezeichnete er als Pohres-Medine — Land der Kühe. Dieser Hinweis auf unsere Viehzucht führt uns ganz nebenbei auf die Merkwürdigkeit, daß der Greyerzer Käse im Pariser Argot eine gewisse Bedeutung erlangt hat, die er zwar nicht seiner Qualität, sondern lediglich seinen zahlreichen Löchern verdankt. „Morceau de Gruyère" wird nämlich ein von Pockennarben entstelltes Gesicht genannt.
Wer sich schließlich trotz den „grandigen Katzen", trotz „Kiebitzen" in den „Beizen" und, obschon er noch immer genug zu „picken" hat, in seinem „Kaff" und bei den „Philistern" in seiner „Kluft" nicht so recht wohl fühlt, immer „mieser" dran und wenn möglich gar noch „stier" ist... ja dem Manne kann wohl nur mit einem Wörterbuch geholfen werden. Das rotwelsche grânt = grandig, ist einfach nicht totzukriegen und wird jetzt auch noch in der leidlichen Übersetzung „ganz groß" geliefert. „Grangenbeis" — großes Haus — nannten die Landstreicher das Gefängnis; hier steckt schon das hebräische „Beiz" für Wirtschaft drin. „Katze" für Mädchen verdanken wir dem Wiener Jargon, der uns nebst diesem unfeinen Wort auch „stier" — ohne Geld — geliefert hat. Weit sympathischer berührt uns „picken" für „essen". Es duftet irgendwie nach Picknick, Waldrand und Butterbrot. Das Substantivum „Pickus" hat bei uns nicht Fuß gefaßt. Über den Philister ist schon viel geschrieben und noch viel mehr gesprochen worden. Weniger bekannt ist, daß „Kaff" auf hebräisch *Kafri*, Dorf, Dörfler, zurückgreift. Das Dorf wurde mit der Zeit zum Nest, der Dörfler zum Tölpel, also zum „Kaffer", der mit seinem schwarzen Namensvetter nichts zu tun hat; denn der afrikanische Kaffer ist der „Ungläubige", arabisch kâfir. Rotwelsch sind ferner „kiebitzen", deutsch etwa „spähen", und „mies" mit der Bedeutung „unangenehm, verächtlich". Zum Schluß sei noch das neuhebräische „Kluft" für Anzug angeführt, was eigentlich Rinde oder Schale bedeutet. Bei uns kann man beides hören; je nach Laune kauft sich jemand „e bäumigi Kluft" oder „e mächtigi Schale". Und wer weiß — über Pilze und Grünspechte am Ersatzstoffgilet sind schon Andeutungen gefallen, die auf die Möglichkeit hinweisen, daß sich auch „Rinde" gelegentlich mit Recht noch durchsetzen könnte. *pan. (Basellandschaftliche Zeitung)*

So lernt ich traurig den verzicht:
kein ding sei, wo das wort gebricht.

Stefan George

Große Literatur ist einfache Sprache, die bis zu den Grenzen des Möglichen mit Sinn geladen ist. ***Ezra Pound***